

Im stillen Eck von Grau und Flieder

Von Ilinca Schmitt, April, Düsseldorf 2019

Mein Name ist Marie. Ich habe zwei tolle Kinder und einen guten Mann. In dem zweistöckigen Haus am Rande der Stadt, mit betörend duftenden Flieder-Sträuchern auf dem Balkon, läuft das Leben ruhig und harmonisch wie ein Kammerkonzert. Sonntags gehen wir in die Kirche, in feierlichem Outfit die Predigt zu hören. Pater Augustinus wirft uns jedes Mal denselben Komplizen-Zwinker, wie in den Zeiten, wo wir frisch verheiratet in diese Gegend einzogen. „Naaah, Ihr Täubchen“ – scheint sein Blick zu sagen. Wir halten Hände mit den Kindern und singen alle im Einklang, durchdrungen vom Glauben und Pathos. Ich weine dann öfters. Vor Dankbarkeit, dass wir noch zusammen sind. Auch vor Hoffnung, dass wir es schaffen werden, alle Beziehungsschluchten gemeinsam zu durchqueren. Dann drehe ich den Kopf zu ihm. Ich sehe einen fremden Mann, den ich vor acht Jahren geheiratet habe. Ich drücke reflexartig die Hände meiner Kinder, um mich zu vergewissern, dass es sie gibt. Dass es mich gibt.

In meinem Leben läuft vieles gut. Ich wiederhole das zu mir selbst wie ein Mantra. Es gibt ein Modell, das gut und sicher funktioniert. Aber gerade jetzt, Mitte im April, wenn die Sonne verführerisch ins Fenster strahlt und die Bäume ihre Blüte inmitten des elektrisierenden Grüns austragen, so jung und so schwer von werdender Frucht und Verheißung, scheint das Modell aus der Kontrolle zu geraten. Ratlos, alarmierend unsystematisch. Hungrig nach einer Essenz, die nicht um die gesunde Mitte herumliegt, sondern weit außerhalb. In einem Fluss, der wild, anachronisch, und gewaltig um uns herumfließt, jedoch von eigenen Mauern eingedämmt wird. Sind diese Mauern aus Glas, so sehen wir dem Ungeziefer der Lust direkt ins Auge. Sind sie aus Beton, so hören wir sein ungeduldiges, wühlendes Treiben und sein Auge stellen wir uns verdreifacht vor. Aber ganz ohne diese Mauern würden wir im Fluss unserer Begierden ertrinken.

„Ein Leben ohne Liebe hat keine Essenz und keine Zukunft. Wie Christus sich für uns geopfert hat, so sollen wir das auch vom ganzen Herzen und jederzeit für unsere Kinder, Partner, Verwandten, und allgemein für alle Schwestern und Brüder tun. Aus Liebe zu ihm und durch ihn, zu jedem von uns. Unser Leben allein hat keine Bedeutung. Erst durch diese Verschmelzung mit ihm erfahren wir unsere Größe und unseren Sinn, wir versöhnen uns mit unserer Sterblichkeit und werden wahrhaftig frei.“ hallen die Worte von Pater Augustinus an diesem April Sonntag über unsere Köpfe hinweg bis in die bemalten Fenster der Kirchenkuppel. Auf in die Höhen des Himmels, der heute mit faltigem Wolkengesicht uns bei der Messe zuschaut. „Lasset uns beten“.

Ich musste Max damals geliebt haben. Es fällt mir jedoch schwer zuzugeben, dass ich es nicht mehr genau weiß. Es gibt eine Art Beziehungs-Alzheimer, eine tückische Krankheit, die sich

so anfühlt, als würde einem nicht mehr klar sein, warum er das Skript seines Lebens so geschrieben hat. Mit dieser einen Person. Und nicht mit dem da. Oder dem da. Ich schaue plötzlich die Männer in der Kirche an, alle respektvollen Familienväter in ihren an der Bundfalte gebügelten Hosen. Mit der Sonntagskrawatte steif auf der Brust sitzend. Die mit dem von der Gattin liebevoll gebundenen Knoten, dem respektablen Bäuchlein, und den rosigen Wangen, wie die eines unschuldigen Kindes Pos.

Unsere Paartherapeutin erzählte, wir bräuchten nur miteinander zu reden, so oft und so offen wie es geht. Reden tue gut, öffne geschlossene Türen, ließe den anderen ein tieferes Verständnis Deiner Selbst zu erlangen. In Dein inneres Meer von geheimen Wünschen, Hoffnungen und Erwartungen einzutauchen. Das Internet, mein anderer Therapeut, spuckt aus tausenden Mündern denselben redundanten Inhalt...es geht schlicht und ergreifend um Kommunikation. La maladie universelle...auf ihre Kargheit sind die Abstinenz, der Streit, meine Kopfschmerzen, die extra Kilos, die unrasierten Beinhaare und auch meine Diarrhöe letzte Woche vermutlich zurückzuführen. Alle verbunden durch subtile Zusammenhänge, die uns von innen bestimmen und von außen updaten, wie in einem cleveren Produktionsprozess. Wir reden also meistens Banane. Deine Banane mit meiner Banane macht eine Welt voller Affen. Amen.

Gott spricht zu uns stets in langen Monologen, er gibt uns Aufgaben, Rezepte. Wir machen uns Notizen, jeden Sonntag. Mit einem Lächeln zwischen den sonst starren Mundwinkeln als Zeichen, dass wir verstanden haben. Wir tun es. Versuchen es zumindest. Wir sollten, so die Therapeutin, jeden Tag Rücken an Rücken eine halbe Stunde sitzen. Uns Sachen erzählen. So würden die Sachen einfach aus unseren versteinerten Herzen hinausfließen.

Alle Randbedingungen unserer Partnertherapie sind festgelegt, nur die Zutaten nicht. Wie lange, wo, wie und wie häufig, all das steht drin. Nur worüber sollten wir bloß reden? Hatten wir nicht im Laufe der Jahre alle Quellen von Themen und das notwendige gegenseitige Interesse ausgeschöpft? So standen wir in dem halbdunklen Wohnzimmer, abends um zehn, als die Kinder schon im Bett lagen. Das Wetter wäre erstaunlich gut trotz der Wettervorhersage, so ich. Ja, das wäre es, so er. Vielleicht sollten wir ein Wochenende ans Meer, so ich. Das Meer ist bestimmt noch kalt, so er. Dann einfach mal Picknick am See, so ich. Erinnerst Du Dich? Meine Stimme versank und erhob sich schlagartig. Ich dachte an unseren Anfangszeiten, wo es mal romantische Picknicks am See gegeben hat. Wir machen immer Picknick im Garten, den ganzen Sommer, so er. Wir haben sogar einen Teich. Übrigens, wir müssten mal den Teich auf Vordermann bringen. Ja genau! Das können wir machen, so er. Ich gehe mal zu OBI dieses Wochenende und kaufe einiges, um es instand zu setzen. So er. Noch ein Satz Goldfische und er wird zum Hingucker. Du und die Kinder werden den ganzen Sommer jede Menge Spaß daran haben. Hey, bist Du noch da? Pfff, schon eingeschlafen... So er, so er, so er. Schnarch, Schnarch. So ich.

Ich schaue auf meine frisch geputzten Schuhe und denke an Stiletten. Sie öffnen der Phantasie plötzlich eine dunkle, verführerische Tür. Der Blick steigt zu meinen zierlichen

Beinen in den schwarzen Strumpfhosen, so elegant konturiert. Ich spüre wie ein Teil meines Körpers schmilzt, sich meinem Wesen entzieht. Ein schwarzes Loch drängt sich in meinen Bauch unerbittlich auf, droht mich zu verschlucken. Ein dumpfer sich langsam steigernder Schmerz, dem nichts widerstehen kann, wie ein Donner erst ertönt, nachdem der Blitz schon längst den Himmel durchkreuzt hat. Ich denke an Fleisch. An Fleisch auf Fleisch. An Fleisch auf Fleisch auf Fleisch. Pater Augustinus' Stimme steigert sich in ein fast weinendes Gebet, aus den Höhen der Kanzel über uns strömend. Ich fürchte die Achterbahn meiner Gedanken, den Knoten im Hals, im Magen, das glasige Auge, das gehäufte Schlucken. Ich erröte, und dennoch denke ich weiter, wie in Trance. Das Herz rast unter meiner zahnpastaweißen Seidenbluse, während fremde Hände, die sich paradox vertraut anfühlen, meinen Körper geschickt anfassen und kneten, mir die Sinne aufwühlen, entführen, entgleisen lassen. Ich sehe an einer Tafel eine ähnlich sichere Hand, diesmal meine, Wörter hintereinander durchstreichend. Harmonie, Familie, Licht, Glatze, Gebet, alt, Sicherheit, frei, zulassen, loslassen, ewig, Zahnpasta, Zukunft, Wut, Mama, Liebe. Liebe. Liebe.

Meine Mutter war immer prüde. Wir haben niemals „unter uns“ gesprochen. Niemals. Ich erinnere mich, ich war elf, als ich von einem Jungen aus der Nachbarschaft entsetzt erfuhr, wo die Kinder herkommen. Na ja, sagte er, schieß auf die Story mit dem Storch, bist Du blöd? Die Kinder kommen aus der Fotze. Halt die Klappe, sagte ich beschämt, worüber alberst Du? Selbst wenn, wie könnte so was Großes da herauskommen? Eine laute Kaskade an Hehehe's folgte, er rollte sich vor Lachen auf der Banklehne neben mir. Er könne nicht fassen, wie ein solch in der Schule kluges Köpfchen so blöd im Leben sein könnte. Während ich weiter unbeugsam die Störche, die unbefleckte Empfängnis und den Weihnachtsmann verteidigte. Gegen die ganze Welt.

Meine Mutter war nicht besonders fromm, aber zu Hause wohl eine Heilige. Jetzt bin ich davon überzeugt. Lange Zeit glaubte ich, sie sei hysterisch, mit einer nie mehr endenden Menopause infiziert. Erst gegen Ende meiner zwanziger Jahre, kamen scheu einige Sätze heraus, und so wurde plötzlich das Puzzle meiner Kindheit immer klarer. Seit zwanzig Jahren, hieß es, hätten sie, meine Eltern, keinen Sex mehr. Ich spulte hunderte von glücklichen Fotos zurück, one by one. Whisky, Ameisenscheiße, Cheese, alle lachen bitte! Und wir lachten. Vor dem surreal blauen Meer, vor der Freiheitsstatue, vor dem Arc de Triomphe, an der Cote D'Atlantique, vor eingeschlafenen Geparden und auf dem Rücken graziler afrikanischer Elefanten, unter der Cappella Sistina und bei dem Italiener von gegenüber. Wir lachten unser Alter Ego in die Kamera an, eine Identität, die wir tief in uns besaßen, jedoch seltener, viel seltener auslebten. Meine Mutter ging dann ihren täglichen Pflichten nach wie ein Roboter. Gewissenhaft. Mütterlich. Selbstlos. Sagte nichts. Sie kochte nur wie ein Vulkan von Zeit zu Zeit hoch, und wir schmolzen irgendwann ungeahnt unter der verwüstenden Lawine ihrer Ausbrüche. Wir blickten ratlos auf das kriechende Tier, das unser Parkett aufkratze, bis es sich die Fingernägel abriss. Auf ihre buschigen Haare, die über den Boden mit den rhythmischen Bewegungen von Rosenkränzen fegten. Sie sprach eine verwirrende Sammlung von nicht zuzuordnenden Schimpfwörtern und eingefädelten Vorwürfen aus. Sie

heulte wie ein verwundetes Tier, riss sich die Wäsche vom Leib, schrie wie ein Vogel mit gebrochener Clavicula. Dann kehrte Ruhe ein.

So kam es dazu, dass ich zu spät von allem wusste, was so offensichtlich und normal für alle war. Meine Mutter war nicht nur prüde, sondern auch streng. Man müsse sich der Gesellschaft fügen, so tun als ob. Das war schon immer das Maß aller Dinge, man hatte nach Regeln zu leben: einen Mann an der Seite zu haben ist ein Pluspunkt, ein schönes Outfit und ein Fassadenlächeln ein weiterer; mit dem Haus, dem Auto, den Kindern punktet man immer mehr. Alles ein Zeichen unerschütterlicher Stabilität. Dann lamentierte sie rekursiv über die unglückliche Lage der Frauen auf dieser Welt. Märtyrinnen, die sich dem unerbittlichen Schicksal fügen müssen. Das war die Zeit, als ich zu masturbieren begann. Als ich mein Zimmer mit Nirvana-Bildern tapezierte, meine Wände von Rosa in Grau streichen ließ. Eine Farbe der Eleganz? Für meine Mutter vielleicht. Meine Boots wurden immer größer, mit dicken Rillen und Riemen, wie Traktoren über das Feld der Gewohnheiten und des Alltags gerichtet. Meine Klamotten immer schwarzer. Eingehüllt in ihr seidiges Zwielficht, fühlte ich mich meiner Wunsch-Melange aus Melancholie und Protest näher. Mit einer sicheren Hand zog ich jeden Morgen einen dunklen penetranten Stift über die Lippen. Dunkle Sehnsucht. Nur wonach? Noch heute suche ich nach dem Objekt dieser Sehnsucht. Für lange Zeit hatte ich es in Max vermutet, der so aufrecht neben mir sitzt. Meine Blicke streifen über die Menge, über die prunkvollen Stuckaturen des Altars, über die goldenen Statuen von Heiligen. Ich müsste ihn irgendwann doch geliebt haben. Ich müsste es immer noch tun. Oder bin ich nur ein Mensch, der in Sachen Liebe Verluste schwer einstecken kann? Angst vor dem Void, vor dem Punktum Terminus. Was gibt es Lebenswertes, wenn es nichts mehr gibt?

Meine Mutter hatte ihn gemocht. Endlich ein Mann an Deiner Seite, sagte sie, der passt, der Dich auf Händen tragen wird. Und ich war müde. Vom Rebellieren, vom Suchen, vom Nichts-Finden, vom Enttäuschen und Enttäuscht-Werden, von mir selbst und meinen inneren Saiten, die so unendlich sensibel klangen und sich nach einer Erfüllung im romantischen Sinne verzehrten. Eine leere Theke, die nichts zum Ausschütten hatte, das war ich. Ausgelaugt von dem ständigen Kampf im Unternehmen. Ich musste stets kreativer, experimentierfreudiger und flexibler werden, von A nach B nach Omega reisen, um in Echtzeit ein neues Produkt auszubrühen. Ich war eine Armee rollender Zahlen, Balken, Kuchendiagramme, die optimiert werden mussten. Die Männer in meinem Leben häuften sich zeitweise auf bis zu drei gleichzeitig und ich genoss das Adrenalin der Akrobatik auf dem dünnen Seil der Beziehungen. Entweder nicht völlig überzeugt von einem oder nicht völlig akzeptiert vom anderen. Im Job erhielt ich täglich Ellenbogen ins Gesicht seitens der „Men in Black“, dieser Typen mit Boss-Anzügen und einer extra Portion Dezibel, die meine Ergebnisse im Handumdrehen in Verkaufszahlen umwandelten. Die schließlich laut Insiderinformationen das Doppelte an Gehalt im Vergleich zu mir verdienten. Ich war erschöpft und schließlich unsicher, über die Existenz und überhaupt die Sinnhaftigkeit der Liebe. Mann und Frau. Und nicht Mann versus Frau. Liebe musste zwischen zwei gleichberechtigten Wesen geschehen, nicht zwischen Master und Slave, Täter und Opfer.

Marie, wann kriege ich endlich Enkel? Bin jetzt schon über siebzig, meinst Du, nicht reif genug um Oma zu sein? Marie...Sie hätte so gerne die süßen prallen Wangen der Nachkommen mit den Fingern gekniffen. Meine Mutter, die Lehrerin. Wollte auch Ihren Enkeln das Verhalten oder die Outfits bestimmen. Ihre ersten Schulaufgaben mit rollenden Augen und scharfem Kuli korrigieren. Ihrer Ersten Heiligen Kommunion beiwohnen. Wie es sich gehört. Also verliebte ich mich in Max. Also heiratete ich ihn. Und so konnte sie dem ersten Enkelkind ein Jahr lang die süßen prallen Wangen voller Begeisterung kneifen. Dann starb sie an rasantem Krebs. Und ich entdeckte, dass vieles in meinem Leben aus Liebe zu ihr geflochten war. Mein Skript war nicht meins, sondern vielmehr ihres. Ein Schloss aus Sand, eine Märchenfigur, ein weißes Pferd. Ein Meer, das unendlich und ewig ist und alles im Zuge eines Augenblicks verspeist. Vieles läuft gut, doch an Tagen wie diesen...

Wir müssen heute Abend wieder mal unsere dreißig Minuten Rücken an Rücken exerzieren. Amen.

Das Leben spielt manchmal wie in einem fremden Film. Du lebst und doch bist Du völlig parallel zu Dir selbst. Völlig daneben. Du weißt es, sicherlich, Du hast so ein Gefühl. Aber es ist wie mit einer trügerischen Krankheit: Du hast merkwürdige Symptome, die manchmal nachlassen, um Dich schließlich noch mehr zu verwirren. Du hast ein Gefühl, das ich jetzt benennen kann: Du lebst nicht mehr. Du arbeitest die fleißigen acht Stunden plus, Du kochst das Abendessen und bewirtest den Liebling, Du kriegst eventuell, wenn es gut läuft, die rasche viertel Stunde Sex mit einem Mann, der sich nicht mehr bemüht sein Hemd und seine Socken auszuziehen. Du schreibst hin und her SMS- Nachrichten mit Leuten, die sich Freunde nennen, und in regelmäßigen Zeitabständen aufpoppen wie Bugs in Deinem Programm, um Dich vorübergehend mit Interesse an der Welt zu infizieren. Du überschüttest Dein Facebook-Profil mit Beweisen, dass Du lebst, dass Du glücklich bist. Die vor allem einen überzeugen sollen: Dich.

Ich bin an einem Frühlingsabend gestorben. Der Fernseher lief, ich hatte mich auf dem Wohnzimmersofa gemütlich eingekuschelt. In Träumen, Kissen, Tageseindrücken. Der Sonntagabend hatte sich am Rande der Stadt über das zweistöckige Haus mit betörend duftenden Flieder-Sträuchern wie eine faule Katze ausgedehnt, ihre Sünden mit Sorgfalt geleckt. Ich spulte den Film zu der Kirchenszene am Morgen zurück, wo ich neben meinem Mann sitzend, von Frühlingsenergie und fleischiger Sehnsucht so erfüllt war, dass meine Blusenknöpfe fast platzten. Ich hatte eine Bilanz gezogen. Die Männer in meinem bisherigen Leben ausgezählt, vom Erinnerungsstaub befreit und wie Trophäen an meiner inneren Wand aufgehängt. Eine komplexere Gleichung aufgestellt, in denen noch viele Unbekannte zu folgen hatten. Das Modell mit Zeit und Achsenabschnitt schrie nach Aktualisierung, Dynamik, Selbstlernen im Anblick der obszönen Frucht und Verheißung des Frühlings. Die Orgel von Pater Augustinus hatte aus den Gruben der Kirche meine Hormonhysterie pathetisch begleitet, bis zur Apotheose. Zu Hause angekommen, nahm ich einen Stift in die Hand und unterzeichnete eine Kündigung. Wenn auch nur ein Fake. Das Blatt Papier flatterte stolz im

Nachmittagswind, wie ein Stück Freiheit. Ich wusste endlich, was ich zu tun hatte. Ich hatte den Schlüssel zum Tag, zum Ausbrechen aus der parallelen Geschichte, zur verschlossenen Tür der Möglichkeiten, der Begierde. Ich ließ mich fallen in die süße verträumte Weichheit des Sofas, samt Stift und Blattpapier. Ich hörte mir die TV-Stimmen noch lange an, zuerst kämpfende Stimmen an einem runden Tisch, dann die knallenden Sounds der Werbung mit den Kastagnetten-Klängen von glücklichen Euros, die erspart bleiben. Enthusiastische Stimmen, die genauso gut Robotern angehört haben könnten. Ich spürte das Fliederparfüm sich in diskreten Wellen ins Zimmer einschleichend, und sah die sinnlichen fragilen Duftfäden sich in der Luft kreuzen mit blitzartigen Erinnerungen. Dann passierte etwas. Das TV verstummte, eine rauchige Stille breitete sich über das Zimmer, umarmte mich in den weichen Polstern mit sanften Händen und glitt mit mir in den Traum.

Ich sah meine Mutter an meinem Hochzeitstag. Strahlend vor der penetranten Bedeutung des Momentes. Max hatte einen weißen Anzug an, wie eine Schokoladenfigur auf dem Gipfel einer Etagentorte.

Ich dachte, nun gibt es keinen Weg mehr zurück. Ein komischer Cocktail von Liebe und schicksalhafter Resignation. Max dagegen lachte herzlich, doch sein Anzug wurde immer grauer. Meine Mutter begann zu husten, als würde sie an schlechter Luft ersticken. Ich fragte die beiden, ob sie auch „Schiss“ vor der Hochzeit bekommen haben. Doch sie antworteten nicht. Das Fliederparfüm trug jetzt eine stumpfe, graue, elektrische Note ins Zimmer, dachte ich. Doch ich stürzte mit bleiernen Flügeln in die Tiefe des Sofas hinein. Lass uns lieber an einem anderen Tag heiraten, schrie ich ihm entgegen im Sturzflug, als wäre das die wichtigste Botschaft, die ich der Welt noch mitteilen wollte. Dann verschwanden Max und meine Mutter in dunklem Staub. Das Sofa fing an, behämmert zu tanzen, während ich, mit Tränen in den Augen und stockendem Atem den im Rauch aufgelösten Max bat: Lass uns an einem anderen Tag heiraten, so tanzt man nicht in den Mai. Und schon gar nicht in ein neues Leben...

Blitz. Licht. Ein Flügelrausch. Ein akuter Schuss von Bedauern. Meine Stimme nackt ins Reich der Stille zurückgleitend. Das, was mich begleitete, war es Rauch, war es Asche, und wenn ja, woher?

In dieser Zeit, in einem Hotelzimmer am Rande der Stadt, in der Nähe des zweistöckigen Hauses mit betörend duftenden Flieder-Sträuchern, ließ Max die Hände wie eine Melodie auf Annas sanfter Haut gleiten, mit den Sinnen getränkt in ihrem zart-lieblichen Duft. Ein Sommerbouquet aus Rosen, Veilchen und Jasmin. Aus ihren Brüsten trank sein Mund wie von Dürre verdurstet. In ihren Haaren vergrub er seinen raschen Atem, während er über sie hin und her wie in Trance rollte. Es gab kaum Worte im Raum. Sie kannten sich seit Jahren, es blieb aber so wie am Anfang. Ein flüchtiges, eher rasches Rendezvous. Sie war für ihn genauso verschleiert wie damals, als sie sich kennenlernten. In ihren langen Haaren, in ihrer kaum bekannten Identität. Und doch, in der Verschmelzung mit ihr gab es eine Idee von dem, was absolut, vollständig, frei bedeuten könnte. Er liebte sie, auch wenn er ihr das nie gestanden

hatte. Er fragte sich, ob diese Liebe den Alltagsbedingungen widerstanden hätte. Vielleicht lebte sie einfach aus dem flackernden Licht des Augenblicks.

In den ruhigen Intermezzos flogen seine Gedanken an seine Frau Marie, doch nach den jahrelangen Ausschweifungen packte ihn kein Gefühl von Schuld oder Reue mehr. Er dachte eher im Vergleich. War sie jemals so zart, so einfühlsam? Hatte sie ihn jemals so zärtlich gestreichelt, in seine Augen so hingebungsvoll geblickt? Sein Herz zitterte angstvoll, dass es doch mal so gewesen sein könnte. Heißt es dann nicht etwa, dass auch dieser und jeder wunderschöne Augenblick mit Anna irgendwann verblassen wird? Würden ihm Annas Hände jemals so fremd vorkommen, wie Maries Hände heute morgen in der Kirche? Ein Gefühl von Hilflosigkeit wie eine tiefe Wunde öffnete sich in seiner Brust, drohte ihm fast den Atem zu verschlingen. Zwei Zentimeter weit waren Marie Hände. So nah, dass alle Konventionen eingehalten werden. Der Pater Augustinus konnte seinen „Täubchen-Gruß“ noch glücklich aussprechen. Genügend nah, um Nachbarn und Freunde beim Anblick der „Rundum-Vorbildfamilie“ vor Freude strahlen oder vor Neid erblassen zu lassen. Und doch so fern, dass die Muskeln, Gelenke, überhaupt die ganze Motorik erlahmte, wenn es darum ging, sich auch nur einen Millimeter weiter nach links zwischen zwei Fronten zu wagen.

Es war ein Streifen Luft, steif und unerbittlich, der sich zwischen Marie und ihm im Laufe der Zeit ausgebreitet hatte. Wie eine Schlange. Zuerst unbemerkt, flexibel geflochten aus guten und schlechten Tagen. Dann aus mehr schlechten als guten Tagen. Schließlich fast nur aus schlechten Tagen. Eintönig, öd. Zu Hause zu sein, über Belanglosigkeiten zu reden, mit Vorsicht, denn die Worte bekamen im Lauf der Jahre verschiedene Verfärbungen. Manche waren gefährlich wie Zeitbomben. Andere kehrten zurück wie Bumerange. Die Zärtlicheren zitterten herum vor Angst, übersehen zu werden oder in Banalität abgetan zu werden. Manche hatten keinen Inhalt mehr, als stünden sie wie leere Verpackungen zur Entsorgung bereit in der Ecke.

Mit Anna musste er sich keiner Worte bedienen. Es reichte, ihren zarten Körper mit einfühlsamen Fingerspitzen hinunterzugleiten, als würde er an einer Harfe spielen. Sie verbog und öffnete sich wie eine Lotusblume unter der Magie seiner Hände, sie trank seine Seele aus seinem Blick, mit ihrer hypnotischen blauen Iris.

Zwei Körper vereinigten sich in der zarten Ende-April-Nacht, verfolgt von Millionen kleiner Sterneaugen durch das ovale Dachfenster. Anna wohnte in einem märchenhaften Turm so nah am Himmel. Perlen von Schweiß tropften von ihm herunter auf ihre Gazellen-Beine, als Max plötzlich erstarrte, mit seiner Brust in der Luft, durchbohrt von einer akuten Verkrampfung aus Angst und später unerklärlicher Traurigkeit.

„Ich muss nach Hause“, flüsterte er plötzlich, dann wiederholte er es laut und panisch. „Ich muss nach Hause“, und erhob sich schlicht, betrachtete den Mond und Annas schweißgebadeten Körper in dem durchs Fenster hereingerollten Sternenlichtteppich.

„Ja, ein Kurzschluss, es war ein blöder Kurzschluss im TV. Marie war eingeschlafen, ich fand sie und das ganze Wohnzimmer vergraut. Bin bei ihr gewesen, bis die Polizei kam. Es kam mir vor, als würde ich kurz aus meinem Leben herausgetreten sein.“ Max weinte. Nach dem Telefonat saß er noch lange vor dem Spiegel, guckte seine faltigen traurigen Augen und nahm seinen Kopf in die Hände.

Dann wiederholte er wie ein Refrain seine Bestattungsrede: „Durchs Leben gehen und das Leben jedes anderen dem wir begegnen, bedeutend schöner hinterlassen als wir es vorfinden. Ist das nicht, was wir uns alle wünschen? Das, was für viele von uns so unerreichbar scheint? Das hatte sie geschafft. Sie war eine Tochter, eine Ehefrau, eine Mutter, aber vor allem ein wunderschöner Mensch, der uns allen das Leben bereichert hat.“

Immer wieder brach er in Tränen aus, richtete seine Fliege aus schwarzem Samt und fuhr sich mit der Hand durch die Igelhaare. Dann hinterfragte er die Echtheit seiner Gefühle, denn er schien gerade am Laufband alte tiefbegrabene Schätze an Emotionen und Begeisterungen für Marie zu entdecken. Als säßen sie in den Tiefen nur auf den Tag wartend, an dem es alles zu spät sein könnte. Keine Kämpfe, keine Opfer. Keine Worte, keine Angst.

Er begann von vorn mit sturer Beharrlichkeit. Sie war eine Tochter, eine Ehefrau, eine Mutter, ein Engel war sie. Eine Heilige. Ihr Bild spiegelte sich plötzlich in den farbigen Gläsern der Kirche, blickte auf ihn mit einer gewissen Überheblichkeit. Oder war es nur Traurigkeit und Distanz, nach dem Tod, wie im Leben? Er hatte sie nicht verstanden. Ihr Verlangen nach mehr. Nur, nach was? Er kniete vor dem Altar, blickte die zierliche Gestalt der Jungfrau Maria im weißen spartanischen Gewand aus Marmor und rief in Tränen: Marie...

Wochen, Tage, Sekunden, ich könnte sie haargenau kalkulieren. In den ersten Tagen lief die Maus im Autopilot-Modus bei der Arbeit. „Anna, hast Du Zeit?“, „Anna, kommst mit zum Mittagessen?“, Kollegen schauten vorbei und entrissen mich kurz aus meiner verkapselten Welt. Tagsüber öffneten und verschlossen sich Webseiten im Rausch vor meinen Augen, in der Kaffeepause nickte und lächelte ich mechanisch zu allen Stories von fröhlichen Familienwochenenden mit Skydiving-Adventures oder Streicheltieren oder fantastischen Eisdielen. In den Mittagspausen schwebte ich über den lauten Debatten von Akquisen, Firmenstrategien, Autos oder der Flüchtlingspolitik in meiner persönlichen Wolke. Dort lade ich regelmäßig meine „Big Data“ aus Emotionen, Eindrücken, Träumen und anderem Seelenzeug hoch. Von dort aus wird mein Repertoire an Gefühlen immer wieder wie eine Playlist gespielt. Und dort sehe ich ihn, so klar, wie in dieser Nacht Ende April, als er sich unversehens aus unserer tiefen Umarmung löste und nach Hause eilte.

Die Szene rekonstruiere ich täglich. Dann treffen wir uns gelegentlich in den Träumen. In einem solchen Traum stehe ich auf einem Felsen, er im Tal. Ich laufe ihm entgegen, doch es wird spät, immer später, dunkel, immer dunkler. Ich beeile mich, doch dann zwischen dem Felsen und dem Tal drängt sich auf einmal ein Strom. In den Wellen versuche ich eine SMS zu

schicken, doch meine Hände sind zu Wellen geworden, der Bildschirm selbst ist nass und versinkt irgendwann in den Abgrund. In einem anderen Traum inspiziert mich eine Frau von oben herab. Meistens trägt sie verschiedene Gesichter und es stellt sich irgendwann heraus: sie ist seine Frau. Er erscheint plötzlich aus einer grauen Ecke und wir lieben uns vor ihr. Ich blicke triumphierend, sie wird immer älter während sie zuschaut, als verwandele sie sich allmählich in einen Zombie. Plötzlich fängt sie an zu lachen, laut, frech, nahezu obszön. Ich vergrabe meinen Kopf in seinen Armen, doch ich merke bald, es waren von vornherein brüchige Baumzweige. Ich verschwinde dann beschämt in die graue Ecke und stehe meistens auf.

Es gibt Nächte, da verharren wir beide in den vom Krieg perforierten Blöcken meiner Heimatstadt Sarajevo, die er nie gesehen hat. Noch hat er kaum davon gehört, denn wir redeten spärlich in unseren Stunden des Duftes und der Sinnlichkeit. Es war, als hätten wir uns beide davor gefürchtet, den süßen Zauber, der zwischen uns verwoben war, mit dem Alltäglichen zu zerreißen. In diesen Wohnblöcken gibt es immer ein intaktes Zimmer, warm und gemütlich, eine Insel inmitten des Hässlichen, der Gewalt. Es sieht aus wie mein Kinderzimmer. Eng, mit orangen Wänden und lackierten Kirschbaummöbeln, mit gestrickten Tischläufern und vielen Büchern. Ganz oben steht der Koran, blau und unberührt, wie ein kosmisches Auge. Als ich Kind war, riss ich die Blätter ab und wartete darauf, bestraft zu werden. Da nie was kam und wir alle glücklich weiterlebten, beschloss ich irgendwann, dass es nur ein Buch ist, das von Menschen für Menschen geschrieben wurde. Dann kam der Krieg. Mein muslimischer Vater musste gegen die kroatischen Mitbürger meiner Mutter kämpfen. Ich begann zu fürchten, dass es im Himmel auch bürokratisch zugeht und die Strafen sich über Jahre aufstapeln, um auf einmal wie heiße Lawine ein ganzes Volk zu erreichen. Lange nachdem meine Familie in Deutschland eine Zuflucht gefunden hatte, glaubte ich immer noch an der Entstehung des Kriegs durch meine spöttischen Gedanken Mitschuld zu tragen.

In dieser kleinen Oase am Ende des zerbombten Korridors sperren wir uns ein und kommen uns vor wie die letzten Überlebenden auf der Erde. Er nimmt meine Hand und legt sie auf seine Brust. Sein Herzklopfen übertönt die Schusstornados der Außenwelt. Unsere Hände, Beine und Köpfe fangen an, die Form von Baumzweigen einzunehmen und zusammen zu einem einzigen verflochtenen Baumstamm zu wachsen. Dann klingelt sein Handy, die Stimme seiner Kinder ertönt panisch aus dem Hörer. Er reißt sich wortlos aus der Umarmung und stürmt heraus aus meinem Zimmer, aus meiner Welt.

Als ich ihm begegnete, war er der verbotene Paradiesapfel. Gerade so reizend und so fehl am Platz in meinem Ü30-Leben mit durchschnittlichen Wünschen wie Heirat und Kindern. So unwillkommen für die konservative Familie, aus der ich stammte. Und streng verboten auch von dem blauen Auge des Korans aus meinem Wandregal. Und doch so appetitlich für die unzählbare Leidenschaft der Frauen meiner Sippe. Er war beharrlich, stürmisch, entschlossen zu bleiben. Wenn auch im Gelegenheitsmodus. Ich begab mich auf die Reise mit dem Gedanken, eine wonnige Kurzstreckenbegleitung gefunden zu haben. Doch der Hunger unserer wöchentlichen Begegnungen ließ nicht nach. Im Reichtum der Stille verwöhnten sich

unsere Körper oder vielmehr unsere Seelen, von der Traurigkeit der eigenen zerbrochenen Geschichten geplagt.

Mein Körper blühte unter der Hitze seiner Berührungen und aus den anfänglichen Knospen reifte er zur Frucht heran. Nun spürte ich den Raum in mir, der nach Fülle strebte, der sich nach den beruhigenden Rundungen eines heranwachsenden Lebens verzehrte. Ich ließ es aber mit Max nie darauf ankommen. Ich sehnte mich nach dem zu Hause vermittelten Modell einer hundertprozentigen Partnerschaft, aus kleinen stabilen Ziegeln Jahr für Jahr zu einer gewaltigen Liebespyramide aufgetürmt. Also ließ ich meinen Kinderwunsch sein.

Es ist Abend, 22:00 Uhr. Ein anderer Tag ging vorbei, doch alle tragen dieselbe Farbe der verzweifelten Stille. Alle sind grau. An allen diesen Tagen läuft es ähnlich ab: ich wache auf mit Hoffnung, dann warte ich mit Aufregung, zwischen Glauben und Misstrauen den Tag über pendelnd, sezieren längst vergangene Szenen bis zu einer einzigen Gesichtsmuskelbewegung oder Starrheit, um mich gegen Abend einer gewaltsamen Verzweiflung zu ergeben. Ich versuche mich irgendwann aus diesem Abgrund zu befreien, wie ein Ertrinkender, der erstmal dem Wasser ausgeliefert zu sein scheint, um dann willensstark mit unwahrscheinlichen Kräften aus den Tiefen emporzusteigen. Inzwischen sind alle an meinem wiederkehrenden Schicksal, verlassen zu werden, schuld. Alle, die irgendwann wortlos von mir gingen. Und die waren nicht wenige. Verschwörung unserer Ära der zahlreichen Möglichkeiten oder nur Verirrung des Zufalls in einer höchst unwahrscheinlichen Liebesgeschichte? Einem seelischen Erdbeben muss man gewachsen sein. Und das bedeutet, den einen Traum einer großen Liebe, der uns bereits durch die Nabelschnur eingeflößt wird, aufzugeben. Meine Seele war bislang ein sturer Boxer, der in Kampfring trotz beständiger Niederlagen den Handschuh immer wieder warf. Doch dieses eine Mal geht er zugrunde. Ich sehe, wie er blutet, mit gebrochenen Zähnen und Rippen, mit müdem Atem und erloschener blauer Iris. Inmitten eines Publikums, das die Überlebenden bejubelt, als würde es keinen nächsten Kampf geben. Keinen Kampf des Kampfes. Keinen Tod.

Ein paar Minuten später klingelt das Telefon. Eine warme Stimme ertönt aus dem Hörer: „Anna!“. Stille. „Anna, ich bin's, Max.“. Blitzstrauß aus Freude und Angst. Frische Luft strömt nach dem kurzen Regen durch das offene Fenster hinein, und mit ihr eine liebevolle Fliedernote aus dem reichen Spätsommerbouquet.